Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 4

Artikel: Die grosse Erfindung
Autor: Enzo, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753293

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die große Erfindung

VON R. ENZO

Ganz in der letzten Ecke des Warteraumes in der «Staatlichen Anstalt zur Anmeldung von Entdeckungen und Erfindungen» saß ein kleines, unscheinbares Männchen. Endlich war es soweit, man rief ihn nach vielen Stunden Wartens in das Zimmer des Direktors.

«Sie wünschen?»

«Ich ... ich habe ...»

«Nun — wahrscheinlich eine Erfindung gemacht», half ihm der Direktor, «das haben ja alle, die hierherkommen. Oder», setzte er seufzend und auf seine Uhr blickend hinzu, «glauben es wenigstens. Also, was für eine Erfindung glauben Sie gemacht zu haben?»

«Ich habe eine Maschine konstruiert, mit der man das Wetter regulieren kann ... Verzeihen Sie, ich weiß ja, daß das nichts Wichtiges ist, entschuldigen Sie also bitte die Störung ...»

«W a s haben Sie??» fragte der Direktor, plötzlich höchst interessiert, den kleinen, armseligen Besucher, der vor ihm saß.

«Ja, eine Maschine konstruiert, die es ermöglicht, nach Belieben Sonnenschein, Regen, Wind, Gewitter herbeizuführen ... Ich habe mir erlaubt, das Modell und die Pläne gleich mitzubringen — hier sind sie.»

Eine halbe Stunde später war es dem Direktor klar, daß hier eine umwälzende Erfindung vorlag. Trotzdem die Zeit bereits vorgerückt und die Bürozeit vorüber war, rief er durch das Telephon noch eine Reihe bekannter Journalisten zusammen, denen er in Schlagworten die epochale Erfindung mitteilte und erklärte.

Eine Stunde später bereits rasten die Kolporteure mit den Extraausgaben durch die belebten Straßen. Die Leute rissen sich um die Zeitungen und diskutierten lebhaft die neue Erfindung. An allen Straßenecken entstanden improvisierte Versammlungen, und unter allen Stadtbewohnern herrschte ungeheure Freude und Begeisterung:

«Keinen verregneten Sonntag mehr!»

«Schönes Wetter während des Urlaubs!»

«Mildes, nicht zu sonniges Wetter während der großen Fußballkämpfe!»

«Gutes Skiwetter zu Weihnachten!»

Diese und zahllose andere Parolen schwirrten durch die Luft. Voll von überschwenglicher Dankbarkeit improvisierte eine große Menschenmenge einen Huldigungszug, der sich zu dem in den Extrablättern genannten Hause des Erfinders bewegte. Der noch nie in der Oeffentlichkeit genannte Name Zacharias Wunderlich durchschwirrte die Luft: «Hoch Wunderlich! Hoch Zacharias Wunderlich!» Und die jungen Leute schrien voller Uebermut nur: «Hoch Zacharias Wettermacher!» und umarmten einander bereits in der Vorfreude auf zweiundfünfzig regenlose Weekends pro Jahr.

Zacharias Wunderlich saß in seinem Zimmer. Er war noch ganz benommen von der so seltsam verlaufenen Audienz. Und dann die Zeitungen mit seinem Namen! Wie unangenehm war ihm das alles — er war doch nur ein armer kleiner Pensionist, der zu seinem Privatvergnügen Experimente machte in seinem stillen und recht armseligen Kämmerlein.

Voll Neugierde trat er nun ans Fenster, als er den Lärm auf der Straße zu so ungewohnter Stunde vernahm. Was war das? Der Zug bewegte sich zu seinem Hause, man rief seinen Namen! Unsicherheit überkam ihn — diesen Augenblick hatte er in seinen kühnsten Träumen nicht vorausgeahnt. Er war zu schwach, vom Fenster zurückzutreten, seine Beine schienen ihn einfach nicht mehr tragen zu wollen. Hilflos streckte er die Hand aus — die Menge unten auf der Straße hielt es für eine huldvolle Begrüßung seitens des großen Erfinders: die Ovationen verdoppelten sich ...

Auch am nächsten Morgen — natürlich hatte das Radio noch in der Nacht alle Einzelheiten der fabelhaften Erfindung in die fernsten Dörfer und rund um den ganzen Erdball verbreitet — herrschte noch überall kolossale Stimmung. Kleine Reibereien unter Bürokollegen etwa gingen im allgemeinen Taumel unter und wurden nicht beachtet. In einem Falle nur mußte die Sanität gerufen werden, da es eine Meinungsverschiedenheit gegeben hatte zwischen einer Gruppe, die für Neuschnee am kommenden Sonntag eingetreten war — man schrieb März — und einem jungen Manne, dessen Eltern ein kleines Bauerngut hatten, auf dem man in den letzten Tagen zur Aussaat geschritten war.

Zacharias Wunderlich verstand die Welt nicht mehr. Was machte man nur für rätselhaftes Aufsehen mit seiner bescheidenen Erfindung! Er war 30 Jahre lang ins Büro gegangen; ohne Mantel, wenn es schön war, mit Mantel oder Schirm bei Regen oder im Winter — sportliche Vergnügungen hatte er keine gekannt, ins Theater konnte man auch immer gehen, unabhängig von jedem Wetter, lesen auch — die Landwirtschaft gedieh, soweit er informiert war, ohne seine Erfindung — wozu also das riesige Aufsehen, die Extraausgaben, die entsetzlichen Interviews, die er heute den ganzen Tag über sich ergehen lassen mußte?

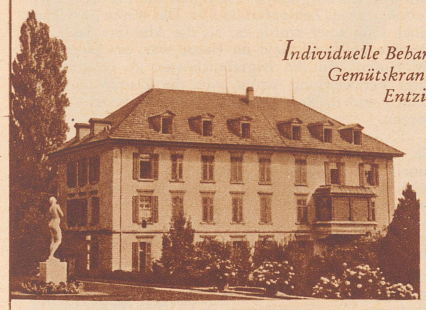
Die Sache mit der neuen Erfindung zog immer weitere Kreise. Allerdings war bereits am zweiten Tage keine Einmütigkeit in der Bevölkerung mehr zu konstatieren. Wie Pilze schossen Vereinigungen aus dem Boden, die ihre Anhänger zu einer energischen Vertretung eines bestimmten Wetterwunsches aufriefen, etwa der «Sonntagnachmittags-Regen-Verein» der Kinobesitzer, der «Kalter-Mai-Verein» der Mantelfabrikanten. Ja, viele hatten die segensreiche Erfindung so gründlich mißverstanden, daß z. B. der Verein der Schneeschaufler wie auch Gebirgsorte mit Winterfremdenverkehr an das Staatsober-

Wie ansteckend vergnügt doch der Briefträger Werner ist! Jeder freut sich, wenn er kommt, obwohl er kein Geld bringt.

Die Kinder kennt er alle bei Namen, er mahnt sie zur Eile, sie bummeln gern auf dem Schulweg.

Heidi hat heute Geburtstag, da muß er gratulieren. Zum Erstaunen der Mutter gibt er dem Kind gleich ein paar Gaba.

„Gaba nehme ich immer; bedenken Sie, wie wir bei Wind und Wetter unterwegs sind; Gaba schützt vor Erkältung."



Individuelle Behandlung aller Formen von Nerven- und Gemütskrankheiten nach modernen Grundsätzen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphium, Kokain usw. Epilepsiebehandlung, Malariabehandlung bei Paralyse. Dauerschlafkuren. Führung psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie.

Behandlung von organischen Nervenerkrankungen, rheumatischer Leiden, Stoffwechselstörungen, nervöser Asthmaleiden, Erschlaffungszustände etc. Diät- und Entfettungskuren. Behandlung dieser Art Erkrankungen im eigenen

Physikalischen Institut

(Hydro- und Elektrotherapie, medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.) 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser. Prächtige Lage am Zürichsee in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit.

Prospekte bitte bei der Direktion verlangen. Telephon Zürich 914.171 und 914.172. — Ärztliche Leitung: Dr. H. Huber, Dr. J. Furrer. Besitzer: Dr. E. Huber-Frey

SANATORIUM KILCHBERG BEI ZÜRICH

haupt telegraphisch Eingaben richteten, in denen «ganzjähriger Winter» gefordert wurde, während die Regenschirmfabrikanten die Einführung von Regenzeiten nach afrikanischem Vorbild forderten.

Die nächste Parlamentstagung stand im Zeichen der Erfindung. Es stand zwar lediglich der Punkt «Luftschutz- und Verdunkelungsübung» auf der Tagesordnung; als aber der Redner den Satz sprach: «Diese Verdunkelungsübung am morgigen Abend muß beweisen, daß unsere Hauptstadt gegen feindliche Fliegerangriffe geschützt werden kann. Ich bin überzeugt, sie wird diesen Zweck auch völlig erreichen, um so mehr, als für den morgigen Abend mit schlechtem Wetter zu rechnen . . .», da war ein Abgeordneter wütend aufgesprungen — interessanterweise einer der gleichen Partei, also keinesfalls ein Oppositioneller ohne Sinn für Landesverteidigung — und rief: «Ich beantrage, daß mittels der neuen Erfindung am morgigen Abend schönes, heiteres Wetter gemacht werde, da ja, wie allgemein bekannt, an diesem Abend die große ‚Ueberraschungsfahrt ins Blaue' unserer Staatsbahnen stattfindet, deren Präsident zu sein ich vorläufig noch die Ehre habe. Das Defizit . . .»

Er kam nicht weiter. Ein Tumult brach im ganzen Hause los. Die Vertreter der Agrarier waren sofort in Boxkämpfe mit den Abgeordneten des städtischen Mittelstandes verwickelt. Die Vertreter der äußersten Linksparteien sahen sich plötzlich in Interessengemeinschaft mit den Nationalen. Beide wollten immer «Schönwetter» haben, die einen wegen der billigeren Lebenshaltung der Arbeitslosen, die andern wegen der Propagandaaufmärsche in den neuen Uniformen. Gemeinsam verprügelten sie jetzt die kleine Gruppe der Gastwirte und Vergnügungslokalbesitzer . . .

Umsonst schwang der Präsident die Glocke. Die Aufregung legte sich erst, als die Regierung demissionierte und es unmöglich war, eine neue zu bilden. Das gleiche hatte sich zufällig am gleichen Tage in mehreren Staaten abgespielt, so daß es nicht verwunderlich war, daß die verzweifelten Staatsoberhäupter sich an den Völkerbund um Rat und Hilfe wandten, ein seit langem nicht mehr geübter Brauch.

Der Völkerbund trat bereits, angesichts der dringlichen Lage, nach drei Tagen zusammen und nicht, wie sonst üblich gewesen, zu den angenehmsten Jahreszeiten, an den Ufern des Genfersees. Die Versammlung umfaßte auch nicht nur die fünf übriggebliebenen Mitgliedstaaten — das Ereignis trat ein, ich vergaß das zu sagen, im Jahre 1961 — sondern auch fast alle andern Völker der Erde waren vertreten. Und da zumeist die Staatsoberhäupter selbst erschienen waren — vor allem auch aus dem einfachen Grunde, daß es keine Regierungen gab in diesem Augenblick und niemand die Bildung einer solchen im Hinblick auf die furchtbare Gefahr übernehmen wollte, in der die Welt durch die geradezu teuflische Erfindung eines gewissen Zacharias Wunderlich sich befand, — da also die Oberhäupter der Staaten selbst erschienen waren, war es eine ausnehmend glänzende Versammlung.

Auf der Tagesordnung stand nur ein einziger Punkt: die Stellungnahme der Staaten zu der Erfindung. Es lag ein sehr vernünftiger Vorschlag hiezu vor seitens der Regierung einer kleinen südamerikanischen Republik. Er legte dar, wie die Erfindung zum Segen der Menschheit angewendet werden könne durch gerechte Abstimmung der Interessen einzelner Gruppen, durch Anwendung in sozialem Geiste etc. Kurz und gut, es war ein vernünftiger Vorschlag.

Aber der Vorschlag war, natürlicherweise, in spanischer Sprache abgefaßt. Und bei der Uebersetzung unterlief dem unglückseligen Dolmetsch ein Lapsus: er gebrauchte das gefährliche Wort «Individualität». In diesem Augenblick erhoben sich ostentativ die Vertreter einiger Mächte und verließen den Saal. Unter den kleinen Völkern brach eine Panik aus. Die Sitzung mußte unterbrochen werden. Die Einigungsverhandlungen gestalteten sich äußerst schwierig. Die Vertreter der Großmächte verlangten, daß in Kriegsfällen die Anwendung der Erfindung ruhen müsse, da sich durch ungeheure Regengüsse den vorrückenden Heeren ungeahnte Schwierigkeiten eröffnen müßten, — die kleinen Staaten priesen gerade das als gerechtes Mittel gegen einen Ueberfallskrieg. Eine Einigung war nicht zu erzielen. Rechtzeitig hatte man noch die Radioübertragung ausgeschaltet, so daß den atemlos lauschenden Völkern wenigstens die schlimmsten Szenen erspart blieben . . .

In der Hauptstadt, aus der vor weniger als einer Woche die neue Erfindung ihren Ausgang genommen hatte, bildeten sich an diesem Abend wiederum Gruppen erregter Menschen. Schon drohte es, trotz des starken Militäraufgebotes, wieder zu blutigen Tumulten zu kommen, als plötzlich aus einer der Demonstrantengruppen ein Ruf laut wurde, den die Gegenseite mit gleicher Begeisterung übernahm: «Nieder mit Wunderlich! Nieder mit Zacharias Wunderlich!» Die wütende Volksmenge bahnte sich den Weg zum Hause des Erfinders. Es waren zum großen Teil die gleichen Leute, die ihm vor einigen Tagen zugejubelt hatten, als er bescheiden und hilflos am Fenster stand. Immer näher kam man dem Hause, immer drohender wurde die Stimmung. Kein Zweifel mehr, man wollte den unglücklichen Erfinder lynchen . . .

Der saß in seinem kleinen Zimmer und grübelte. Warum hatte Gott ihn diese Erfindung machen lassen? War es ein Zeichen? Als er die Parlamentstagung verfolgt hatte und nun die Völkerbundsversammlung durch das Radio vernahm, da wartete er auf ein himmlisches Zeichen: sollte er mit Hilfe seiner Erfindung dazu berufen sein, eine neue Sintflut herbeizuführen, die diese ganze Menschheit hinwegspülte? Einen Augenblick lang fühlte er sich groß. Aber dann war er gleich wieder Zacharias Wunderlich, und diese entsetzlichen Geschehnisse waren zuviel für sein armes Pensionistenherz.

Er nahm seinen Hosenträger und erhängte sich an dem gleichen Fenster, an dem er dem einzigen großen Augenblick seines Lebens beigewohnt hatte. Er starb fünf Minuten bevor ihn die rasende Volksmenge in Stücke gerissen hätte . . .

Salomonische Urteile chinesischer Richter

VON ADELE FIELD UND LEOPOLD KATSCHER

Der gestohlene Knoblauch

Ein armer Mann, der nur ein winziges Stück Land sein eigen nannte, bebaute es mit Knoblauch. Er hütete und pflegte jedes Pflänzchen auf das sorgsamste und seine Mühe wurde belohnt, denn der Lauch gedieh prächtig. Als dieser schon so groß war, daß man ihn bald benützen konnte, brachte der vorsichtige Mann sein Feldbett heraus und schlief im Freien, um sein Eigentum vor Dieben zu schützen. Mehrere Nächte hindurch zeigte sich nichts Verdächtiges, und keine Menschenseele ließ sich blicken. Daraus folgerte er, daß es im Orte überhaupt keine Langfinger gebe und er daher unbesorgt wieder daheim schlafen könne; doch ließ er zur Vorsicht sein Feldbett zurück. Als er aber am nächsten Morgen erschien, um das Feld zu begießen, fand er all den schönen Knoblauch verschwunden. Weinend und verzweifelt eilte er zum Richter und klagte ihm sein Leid. Der Richter fragte:

«Warum hast du den Dieb nicht gefangen und hergebracht?»

«Weil ich ihn nicht gesehen habe.»

«Dann hättest du einen Zeugen mitbringen sollen, der ihn gesehen hat.»

«Es hat ihn aber niemand gesehen, ich habe keinen Zeugen.»

«Warum hast du aus dem Knoblauchbeet nicht irgend etwas herbeigeschafft, das einen Anhaltspunkt für die Verfolgung des Diebes geben könnte?»

«Weil der Dieb nichts zurückgelassen hat als mein Feldbett.»

«Das Feldbett war also der einzige Zeuge des Diebstahls? Dann sei so gut, es herzubringen, es wird sich bei der morgen vormittag stattfindenden Gerichtsverhandlung als Angeklagter zu verteidigen haben, während du als Kläger erscheinen mußt.»

Die Kunde vom Diebstahl und von der Besprechung des Klägers mit dem Richter verbreitete sich sehr rasch und jedermann wollte einer Verhandlung beiwohnen, in welcher ein Feldbett des Diebstahls beschuldigt werden sollte. Ein derart merkwürdiger Fall war gewiß noch nie dagewesen. Der Gerichtssaal war von Zuhörern dicht besetzt.

Als das Bett hereingebracht und auf die Anklagebank gestellt wurde, machte sich ein mühsam unterdrücktes Kichern hörbar, und das Publikum harrte gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Mit ernster Miene brachte der Richter die Anklage vor. Da der Angeklagte natürlich stumm blieb und sich nicht verteidigte, ordnete der Richter an, das Bett so lange zu prügeln, bis es seine Schuld eingestehe. Die Diener schlugen es unbarmherzig, bis es in Stücke ging. Die große Verblüffung der Zuhörer verwandelte sich bald in Heiterkeit, die sich in starkem Gelächter Luft machte. Der Richter schnitt ein grimmiges Gesicht, klagte das Publikum der öffentlichen Verspottung des Gerichtshofes an, ließ die Türen schließen und verurteilte jeden Anwesenden zur Erlegung eines Pfundes Knoblauch und zu Haft, bis dieser erlegt sei. Die Diener mußten diejenigen zu Markte begleiten, die sofort ausgehen wollten, um den Knoblauch zu kaufen; was die meisten in der heitersten Laune taten.

Im Laufe des Tages wurde nicht nur aller im Städtchen vorrätige Knoblauch aufgekauft, sondern auch die umliegenden Dörfer in Anspruch genommen, um die ungewöhnliche Nachfrage zu befriedigen. Jeder einzelne Bestrafte mußte zu Protokoll geben, bei wem er seinen Knoblauch gekauft hatte. Alle Büschel wurden in einem Zimmer des Gerichtsgebäudes in Reih und Glied aufgestellt. Nach Einlieferung aller Strafen wurde der Kläger vorgeladen und gebeten, die einzelnen Büsche zu untersuchen und auszusagen, ob er darunter seine eigenen erkenne. Ohne zu zögern, bezeichnete er viele als aus seinem Felde stammend. Das Protokoll ergab, daß sämtliche betreffenden Büschel bei einem bestimmten Gemüsehändler erstanden worden waren. Der Richter ließ diesen verhaften und stellte mit ihm ein strenges Verhör an. Der arme Teufel erklärte zitternd, den Knoblauch von einem gewissen B. gekauft zu haben; er habe die Ware in gutem Glauben erstanden und von dem Diebstahl nichts gewußt. Der nunmehr verhaftete B. wurde der Schuld überwiesen und zu vierzig Stockstreichen verurteilt. Der Kläger erhielt als Ersatz für seinen Verlust allen als Strafe für «die öffentliche Verspottung des Gerichtshofes» eingelieferten Knoblauch. Der weise Richter aber gelangte durch diesen lustigen Fall zu hohem Ansehen und allgemeiner Beliebtheit.

Welcher von beiden?

Ein Chinese, der in seiner Heimat auf keinen grünen Zweig zu kommen vermochte, wanderte aus, um sein Glück in der Fremde zu versuchen. Er fand tatsächlich bald eine gute Anstellung, so daß er in der Lage war, seiner alten Mutter und seiner Frau, die er daheim zurückgelassen, alljährlich eine zum Lebensunterhalte genügende Summe zu senden. Der Vermittler, durch den er dies besorgen ließ, behielt aber das Geld für sich und fälschte die Antwortschreiben, in denen stets sowohl der Empfang der Sendung bestätigt, als auch von dem Wohlbefinden der Mutter und der Gattin Kunde gegeben war. Für unsern Chinesen waren diese Grüße aus der Heimat ein Balsam für sein Heimweh, das er tapfer überwand, um seinen Lieben eine Zukunft zu sichern. Durch Fleiß, Mäßigkeit und kluge Spekulation gelang es ihm nämlich, sich in wenigen Jahren ein Vermögen zu schaffen.

Mutter und Gattin hörten in all der Zeit nichts von ihm. Kein Wunder, wenn sie sich von dem Treulosen vergessen glaubten. Die junge Frau verdiente durch Nähen und Weben den Lebensunterhalt für beide, freilich mußte sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend angestrengt arbeiten, aber sie tat es gern, denn sie war ein pflichtgetreues Geschöpf und liebte überdies ihre Schwiegermutter sehr. Eine Zeitlang ging alles gut, aber infolge einer Mißernte wurden alle Lebensmittel teurer, auch fing die alte Frau zu kränkeln an und bedurfte sorgfältiger Pflege, so daß ihr die Schwiegertochter viel Zeit opfern mußte. Das waren böse Tage. Noch schlimmer wurde es, als die Alte ihre Seele aushauchte und kein Geld im Hause war, um einen Sarg zu kaufen und die Begräbniskosten zu bezahlen. In ihrer Verzweiflung wußte sich die Zurückgebliebene keinen andern Rat, als einen Heiratsvermittler aufzusuchen.

«Kennen Sie vielleicht einen ehrbaren Mann», fragte sie, «der ein Weib sucht und gewillt wäre, mir im vorhinein ein Verlobungsgeschenk zu machen, das hinreichen würde, die Beerdigungskosten meiner Schwiegermutter zu decken, und der überdies hundert Tage warten wollte, bis die Trauerzeremonien vorüber sind, ehe ich als Frau in sein Haus einzöge?»

Da sie hübsch war, gelang es dem Heiratsvermittler bald, einen solchen Mann zu finden. Die Schwiegermutter wurde nach chinesischem Brauch bestattet, die junge Frau versperrte nach hundert Tagen ihr altes Heim und zog in das Haus des neuen Gatten. Sie ward auch ihm ein treues, fleißiges und braves Weib und er ehrte und liebte sie.

So verstrichen mehrere Jahre. Da geschah es, daß der erste Gatte, mit Glücksgütern gesegnet, in seinem Geburtsort eintraf. Er hatte erst kürzlich günstige Nachrichten von seinen Lieben erhalten und hoffte, von ihnen freudig begrüßt zu werden. Wie groß war sein Erstaunen, als er seine Hütte versperrt und verlassen und im Hof kniehohes Gras gewachsen fand!

(Fortsetzung Seite 106)